

Zwei Monate im Freiwilligen-einsatz in der «DomRep»:

Flughafen Santo Domingo, elf Uhr nachts: Ein Beamter streckt mir ein Formular entgegen und kassiert 10 Dollar für die Touristenkarte. Die Pass- und Zollabfertigung geht zügig vonstatten. Als ich aus dem klimatisierten Flughafengebäude ins Freie trete, schlägt mir warme, feuchte Luft entgegen. Niemand scheint auf mich zu warten. Zwar hat die Organisation, für die ich arbeiten werde, nach meinen Flugdetails gefragt, aber nach wem oder was ich Ausschau halten soll, weiss ich nicht. Ich weiss nicht einmal, wo ich untergebracht bin. Ob ich die Nacht am Flughafen verbringen muss?

Plötzlich entrollt ein Mann ein Plakat mit dem Logo der Organisation. Ich gehe auf ihn zu und stelle mich vor. Der Mann grinst und sagt, er sei Teofilo. Er ist Taxifahrer und holt die Voluntarios vom Flughafen ab.

Aus «Santo Domingo by night» wird auf der gut 30-minütigen Fahrt erst mal nichts, alles ist stockdunkel. «Apagones», Stromausfall, erklärt mir Teofilo. Das Wort ist mir seit meiner Kuba-reise bekannt.

Bevor ich mit meiner Arbeit im Südwesten des Landes beginne, verbringe ich ein paar Tage in Santo Domingo. Alle Freiwilligen treffen am Tag nach ihrer Ankunft die lokalen Repräsentanten der Organisation. Wir werden über unser jeweiliges Projekt informiert und auf einige Besonderheiten des Landes aufmerksam gemacht. Unsere Kontaktperson heisst Massiel: Dominikanerin, sehr sympathisch, bildhübsch, hochschwanger, mit viel Ausstrahlung.

Landleben mit Motorrad

Ein paar Tage später besteige ich den Bus, der mich in den rund 200 km entfernten Südwesten der Insel bringt. Barahona heisst die kleine Stadt, in der ich unterrichten werde. Heiss ist es hier und staubig. Der Ort selber hat keine Sehenswürdigkeiten zu bieten, und Touristen verirren sich nur selten hierher.

Wie alle Voluntarios in Barahona wohne ich bei Dinorah. Sie hat ein komfortables Haus in einem ruhigen Viertel ausserhalb der Stadt. Sie ist Witwe



Im April und Mai letzten Jahres arbeitete ich als freiwillige Englischlehrerin im Süden der Dominikanischen Republik. Es war mein erster Einsatz dieser Art. Das Projekt wird von einer englischen Organisation koordiniert, die seit zehn Jahren Volunteers für Projekte in der ganzen Welt rekrutiert.



Zur Bilderreihe oben: Trotz adretter Schulkleidung kommen die Schüler/innen aber doch aus ärmsten Verhältnissen. Per «Motoconcho» gehts rasant zur Schule. Während der Pause im kasernenartigen Schulhof (unten).



und ihre Familie ist für dominikanische Verhältnisse ziemlich wohlhabend. Ihr Sohn hat ein eigenes Geschäft und ihre Enkel gehen alle auf eine teure, angesehene Privatschule. Dinorah ist eine herzensgute Person und hervorragende Köchin, aber sie hat auch ihre Marotten. So gibt es für die ganze Gruppe (wir sind vier) nur einen Hausschlüssel, und wir sind immer «live» dabei, wenn sie lautstarke Auseinandersetzungen mit ihrer Haushälterin hat.

Montag, 7 Uhr früh: Mein Reisewecker piepst unangenehm und erinnert mich daran, dass ich nicht hier bin, um unter Palmen zu liegen. Eine knappe Stunde später geht es, vollgepackt mit Material, zur Schule. Die Freiwilligen-Lehrer arbeiten wenn möglich zu zweit. Meine Kollegin heisst Isa, ist 28 Jahre alt und kommt aus den USA.

Die einzige Transportmöglichkeit, um zur Schule zu kommen, ist ein «Motoconcho», ein in der DomRep weit verbreitetes

Blick hinter die Kulissen einer «Trauminsel»

Von Nadine Fluckiger (Text und Bilder)



Transportmittel. Es ist eine Art Motorrad-Taxi. Meist junge Männer, die mit ihren Motorrädern durch die Gegend knattern, bringen die Fahrgäste für ein paar Pesos an den gewünschten Ort. Der Fahrgast fährt einfach auf dem Soziussitz mit. Falls nötig, quetscht man sich auch zu zweit hinter den Fahrer. Oft geht es in halsbrecherischem Tempo durch die Strassen, und ich habe alle Mühe, mich festzuhalten. Nach ein paar Tagen haben wir Glück und treffen Alfonso. Er ist bereit,

uns jeden Tag abzuholen und zurück nach Hause zu bringen.

Eine Schule im Nirgendwo

Escuela Básica Maria Montez. Hier unterrichten wir. Eine Schule im Nirgendwo. Um dorthin zu gelangen, verlässt man die Stadt. Es gibt keine geteerten Strassen, keine richtigen Häuser, kein fliessendes Wasser, keinen Strom. Keine Kanalisation, keine Müllabfuhr. Regnet es, verwandelt sich alles in einen

schlammigen Sumpf. Überall liegt Abfall und Unrat, hier ein Autowrack, dort ein Haufen alter Plastiktüten. Inmitten des Abfalls grasen Kühe. «*El desierto*», die Wüste, nennen die Leute diese Gegend. Wer hier lebt, ist nicht zu beneiden.

Die Kinder gehen nur halbtags zur Schule, und es gibt täglich nur drei Lektionen – wenn die Lehrer überhaupt erscheinen. Es kommt öfters vor, dass ein Lehrer nicht zum Unterricht kommt, warum weiss meistens niemand, auch der Schuldirektor nicht. Die Kinder bleiben in diesem Fall sich selbst überlassen, weil niemand da ist, um sie zu beaufsichtigen.

In dieser Schule zu unterrichten ist nicht einfach. Die Kinder sind laut, nur schwer unter Kontrolle zu halten. Ich verstehe jetzt, warum wir zu zweit arbeiten. Manche Klassen sind gross, über 40 Kinder drängen sich im Schulzimmer und viele haben überhaupt keine Lust auf Schule. Übel nehmen kann man es ihnen nicht: Diese Kinder stammen aus ärmsten Verhältnissen, oft aus zerrütteten Familien. Wie viele mit leerem Magen in die Schule kommen, weiss ich nicht, aber es dürften einige sein.

Disziplin ist hier ein Fremdwort, und von Pädagogik dürften die meisten Lehrer noch nie etwas gehört haben. Auf dem Pausenplatz treibt Ramona, die eigentlich in der Schulküche arbeitet, streitende Kinder mit einem Stock auseinander. Die Lehrer sollten ihre Klasse während der Pause beaufsichtigen, aber die meisten scheinen das zu vergessen. Die Kinder sind sehr einfallreich, wenn es darum geht, im Unterricht nicht mitzumachen. Manche brechen die Spitze ihres Bleistiftes ab, um nicht schreiben zu müssen (sie wissen, das Bleistiftspitzer Mangelware sind), andere gehen zur Toilette und kommen nicht mehr zurück. Manche Kinder sind so müde, dass sie im Unterricht einfach vor sich hin dösen.

Nicht zimperlich sein

Wer hier als Freiwilliger arbeitet, darf nicht zimperlich sein. Trinkwasser ist in diesem Armenviertel ein Luxus, die Schuluniformen werden nicht allzu oft gewaschen. Auch Körperhygiene ist für diese Kinder nicht selbstverständlich. Bei Temperaturen um die 35 Grad kann man das deutlich riechen. Wasser gibt

es auch in der Schule nur selten und schon gar nicht in den Toiletten. Eines Tages werde ich Zeuge, wie ein kleines Mädchen aus der Klasse genommen und nach Hause geschickt wird – sie hat Läuse. Trotz mangelnder Hygiene darf man aber Körperkontakt nicht scheuen. Die Kinder sind sehr anhänglich, umarmen uns, schenken uns Zeichnungen und bringen uns kleine, zerkautschte Kuscheltiere mit.

Auch Schulmaterialien sind rar: Kreide für die Wandtafel müssen die Lehrer schon selber mitbringen und die meisten Kinder sind beim Anblick von Buntstiften völlig aus dem Häuschen. Selbst die Schuluniform ist für viele Eltern kaum bezahlbar, für Hefte und Bleistifte bleibt oft nichts mehr übrig.

Jeder Globetrotter wird früher oder später mit Armut und Elend konfrontiert. Auch ich habe schon oft arme Leute gesehen, habe mich gefragt, wovon die Menschen leben und mir über ihre Lebensbedingungen Gedanken gemacht. Das ist auch diesmal nicht anders. Der Unterschied ist nur, dass die Armut plötzlich Namen und Gesichter hat: Milagros. Elisa. Oscar. Judy. Diese Kinder wollen, dass ich mit ihnen nach Hause komme, sie stellen mir ihre Familien vor, erzählen mir von ihren Träumen, ihrem Leben.

Milagros Bruder will ein Baseball-Star werden und in die USA auswandern. Oscar könnte nach Puerto Rico ziehen und dort mit seiner Tante leben, aber er kann nicht ausreisen, weil er keine Geburtsurkunde hat. Sein Vater weigert sich, ihn als seinen Sohn anzuerkennen, und solange er das nicht tut, kriegt der Junge keine Geburtsurkunde und somit auch keinen Pass. Elisa will unbedingt, dass ich von ihr und ihrer Familie Fotos mache und träumt von einer Karriere als Fotomodell. Judy ist Klassenbeste, sehr intelligent, aber leider völlig unterfordert.

Fragen ohne Antworten

Das Elend ist gross und ich fange an, mir über diese Projekte Gedanken zu machen. Ich frage mich ernsthaft, ob die Kinder von unserer Arbeit überhaupt profitieren. Es ist sicher gut gemeint, ihnen Englisch beibringen zu wollen, aber gibt es nicht andere, viel dringlichere Probleme zu lösen? Was nützen ein paar englische Vokabeln inmitten katas-

trophaler Lebensbedingungen? Dazu kommt noch, dass der Englischunterricht keine zusätzliche Lektion darstellt. Die Zeit muss täglich von den sonst schon viel zu kurzen drei Hauptfächer-Lektionen «abgezackt» werden. Am Freitag unterrichten wir die Lehrer, und somit werden die Kinder nochmals eine Stunde früher nach Hause geschickt. Das Bildungsniveau der Kinder ist erschreckend: Zweitklässler, die noch nicht einmal ihren Namen schreiben können, Viertklässler, die kaum lesen können und nicht in der Lage sind, ein paar Wörter von der Wandtafel abzuschreiben.

Jeden Abend, wenn ich von der Schule nach Hause komme, muss ich erst einmal das Erlebte verarbeiten. So viele Fragen, auf die es keine Antwort gibt!

Am Ende unseres Einsatzes werden wir mit einer kleinen Feier verabschiedet. Auf dem Programm stehen das Singen der Nationalhymne, Beten, eine Ansprache des Direktors sowie die Übergabe eines Zertifikats, das uns für unseren Einsatz dankt.

Nach der Feier begleiten uns einige Kinder nach Hause. Es ist sehr heiss, wir sind staubbedeckt vom Marsch durch die ungeteerten Strassen. Bei Dinorah angekommen, setze ich mich mit den Kindern in den Schatten. Ins Haus nehmen darf ich sie nicht, Dinorah ist dagegen. Warum genau weiss ich nicht, aber vielleicht möchte sie den Kindern nicht ein komfortables Haus mit allen Annehm-

lichkeiten präsentieren, wenn sie danach in ihre armseligen Hütten zurückkehren müssen.

Wir plaudern noch eine Weile, ich gebe ihnen etwas zu essen und zu trinken. Dann verabschieden wir uns. Ich sehe ihnen nach. Als ich allein ins Haus zurückgehe, kann ich meine Tränen kaum noch zurückhalten.

Andere Perspektive

Monate sind seit meinem Einsatz vergangen. Ich bin längst wieder in der Schweiz, umgeben von dem für uns so selbstverständlichen Luxus. Kein Tag vergeht, ohne dass ich an diese Kinder denke. Laut der Organisation, für die ich gearbeitet habe, soll der Englischunterricht nicht nutzlos sein. Die Kinder kämen häufiger und regelmässiger zur Schule, wenn ausländische Volunteers anwesend seien, hiess es. Ausserdem sei der Erfolg des Projekts nur über eine längere Zeitspanne sichtbar. Ich hoffe, dass das stimmt!

Ich habe in der DomRep viel gelernt, und durch meine Arbeit hatte ich die Gelegenheit, Land und Leute aus einer anderen Perspektive kennenzulernen. Wer es wagt, seinen All-inclusive-Bunker zu verlassen, kann viel entdecken und sympathische, interessante Menschen kennen lernen. Und wird in Zukunft wohl etwas weniger blauäugig durch die Welt gehen.

nadine.fluckiger@yahoo.com

DIE DOMINIKANISCHE REPUBLIK

Vielen Pauschalurlaubern dürfte die Insel als Urlaubsparadies bekannt sein. Entdeckt wurde sie 1492 von Kolumbus, der ihr den Namen «Hispañola» (die Spanische) gab. Heute nimmt die «DomRep» etwa zwei Drittel der Insel ein und grenzt an Haiti. 8,9 Mio Menschen leben hier, 3 Mio davon in der Hauptstadt Santo Domingo. Während für die Touristen in Puerto Plata oder Punta Cana heile Karibik-Welt an Traumstränden inszeniert wird, hat das Land mit einigen Problemen zu kämpfen. Stromausfälle sind an der Tagesordnung und ohne Strom gibt es meistens auch kein Wasser. Das Lohnniveau ist niedrig, der Mindestlohn beträgt um die 100 Euro (pro Monat, versteht sich). Die Analphabetenrate liegt bei ca. 16% und rund ein Drittel der Bevölkerung ist arbeitslos. Kein Wunder, dass viele Dominikaner von einem besseren Leben in den USA oder in Europa träumen – und es nicht zuletzt dank dem blühenden Heiratsmarkt auch oft schaffen.

Der hier beschriebene Sozialeinsatz wurde von der englischen Organisation «i-to-i» vermittelt. Infos: www.i-to-i.com. Der Volunteer muss seine Flugreise selber bezahlen und für den Einsatz der Organisation mindestens Fr. 1000.– pro Monat zahlen. Es gibt zahlreiche andere Organisationen wie z. B. «Global Crossroads» oder «Volunteer Abroad», weitere auch in Deutschland, z.B. www.praktikawelten.de. Selbstverständlich können Volunteers Kontakte auch selber direkt bei entsprechenden Hilfswerken, Schulen, Spitälern usw. im Ausland aufnehmen, dann fallen die Kosten für die vermittelnde Organisation weg. Andererseits muss der freiwillige Helfer dann auch selber schauen, wie er/sie kostengünstig zu Kost und Logis kommt.